Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55.

Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 55.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 377. | Redaktion Jos. Gruuan. | Donnerstag, 10. Juli 1913. (Felicit. m. ihr. 7 Söhn.) | Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß | 40. Jahrgang.

Das Gesetz über die Konkurrenzklausel

scheint leider zu scheitern; es liegt immer noch in der Kommission und diese steht in einem vorerst unlösbaren Widerspruch mit der Regierung. Die Kommission hat nämlich abweichend von der Vorlage folgenden wichtigen Beschluß gefaßt: „Ein Wettbewerbverbot ist nur zulässig zum Schutze eines wichtigen geschäftlichen Interesses des Prinzipals gegen Verwertung wesentlicher Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse, sofern der Handlungsgehilfe während seiner Beschätigung Einblick in solche hat. In der Vereinbarung muß sich der Prinzipal verpflichten, für die Dauer der Beschränkung eine Entschädigung zu zahlen, die mindestens den Betrag der vom Handlungsgehilfen im letzten Jahre empfangenen Bezüge erreichen muß. Ist der Gehilfe durch das Konkurrenzverbot zum Wechsel des Geschäftszweiges oder zur Verlegung seines Wohnsitzes in einen anderen Ort gezwungen, so erhöht sich die Entschädigung um ein Viertel. Die Vereinbarung ist insoweit unverbindlich, als die Beschränkung unter Berücksichtigung der gewährten Entschädigung und im Verhältnis zu dem berechtigten geschäftlichen Interesse des Prinzipals nach Ort, Zeit oder Gegenstand eine unbillige Erschwerung des Fortkommens des Gehilfen enthält. Die Beschränkung darf nicht auf einen Zeitraum von mehr als einem Jahre von der Beendigung des Dienstverhältnisses an erstreckt werden. Die Vereinbarung ist nichtig, wenn die dem Handlungsgehilfen zustehenden jährlichen vertragsmäßigen Leistungen den Betrag von 3000 Mk. nicht übersteigen. Nichtig ist sie ferner, wenn sich der Prinzipal die Erfüllung auf Ehrenwort oder unter ähnlichen Versicherungen versprechen läßt, oder wenn der Gehilfe zur Zeit des Abschlusses minderjährig ist. Nichtig ist auch die Vereinbarung, durch die ein Dritter an Stelle des Handlungsgehilfen oder neben ihm Verpflichtungen übernimmt in bezug auf ein Wettbewerbverbot gegen den Handlungsgehilfen." Dieser Kommissionsbeschluß bedeutet ein wesentliches Entgegenkommen an die Regierung; denn weite Kreise fordern ein völliges Verbot der Konkurrenzklausel. Aber die Kommission war trotzdem Erwägungen nicht unzulänglich: Es muß als festgestellt gelten, daß die Konkurrenzklausel für bestimmte Fälle auch im Handel nicht entbehrt werden könne. Allerdings kann sie nur dann als berechtigt gelten, wenn ein unlauterer Wettbewerb verhindert werden solle. Von solcher berechtigten Anwendung kann z. B. geredet werden, wenn sich ein Geschäftsherr gegen die Fortengagierung eines Reisenden schützen wolle, der dann die alten ihm bekannten Geschäftskunden seinem neuen Prinzipal zuführen soll; der Reisende kennt alle Lieferungsbedingungen des früheren Prinzipals, könne also durch für den Kunden günstigere Offerten jenen Zweck verhältnismäßig leicht erreichen. Hiergegen muß sich doch der Prinzipal schützen können. Aehnlich liegt es auch für Filialbetriebe, ein Filialleiter kann sehr leicht durch ein höheres Mietsangebot seiner Firma das Geschäftslokal wegnehmen. Schon diese Beispiele beweisen, daß ein völliges Verbot nicht angängig ist. Wohl aber bestehen heute bedenkliche Mängel, die auch die Regierung in ihrem Entwurfe zugibt. Der erheblichste Mangel sei, daß die Prinzipale bei Benutzung der Konkurrenzklausel heute gar kein Opfer zu übernehmen hätten. Durch die im Entwurf vorgeschlagene Entschädigungspflicht werde dem abgeholfen. Solches materielle Opfer des Prinzipals sei gegen mißbräuchliche oder leichtfertige Anwendung der Konkurrenzklausel ein sicheres Mittel als die Festsetzung einer Mindestgehaltsgrenze, wie sie das österreichische Gesetz vorsehe. Von den bestehenden Konkurrenzklauseln werde nur noch ein ganz geringer Prozentsatz übrig bleiben. Auch der Ausdehnung dieses Gesetzes auf andere Angestelltenkreise könne nicht zugestimmt werden. Das würde zunächst zu einer unnötigen Verzögerung in der Verabschiedung des Gesetzes führen. Dann kämen für die Industrie andere, von den Bedürfnissen des Handels verschiedene Verhältnisse in Frage; hier handele es sich darum, Produktionsverfahren und überhaupt Betriebsgeheimnisse technischer Art zu schützen. Endlich entspräche es auch der bisherigen gesetzgebrischen Praxis, schwebende Fragen zunächst für die Handlungsgehilfen zu regeln und dann eine Regelung für die technischen Angestellten folgen zu lassen; so wolle die Regierung auch hier verfahren. Damit konnte sich die Kommission nicht abfinden. Wenn sie eine Konkurrenzklausel zulassen wollte, so sollte nicht nur Prinzipal, sondern auch der Angestellte geschützt werden und so entstand der eingangs mitgeteilte Antrag, der den Kern der Materie enthält. Aber dabei fand die Kommission den bestimmtesten Widerspruch der Regierung, obwohl die Kommission ev. bereit war, die Gehaltsgrenze von 2000 Mk. anzunehmen. Die Regierung bemerkte demgegenüber:

„Die Einführung des Grundsatzes der bezahlten Karenz habe, wie schon in der Begründung dargelegt sei, gerade bezweckt, die Festsetzung einer Gehaltsgrenze entbehrlich zu machen; das Interesse des Prinzipals an der Konkurrenzklausel habe durch die ihm auferlegte Bereitwilligkeit zu finanziellen Opfern bekräftigt werden sollen. Nur sehr ungern gingen daher die verbündeten Regierungen auf eine Gehaltsgrenze überhaupt ein. Sie seien aber, um eine Verständigung zu erzielen, bereit, für die am geringsten besoldeten Handlungsgehilfen der unbedingten Untersagung der Wettbewerbsklausel zuzustimmen. Der Betrag von 1500 M. sei seinerzeit auch von der Gewerbeordnungs-Kommission des Reichstages vorgeschlagen worden. Mit jeder Erhöhung des Betrags, mit jeder Ausdehnung der unbedingten Untersagung der Wettbewerbsklausel auf eine neue Gruppe von Angestellten wüchsen die oft erörterten Bedenken, die gegen eine solche mechanische Regelung sprächen. Bei den vielfachen Kautelen, die schon in der Regierungsvorlage und noch darüber hinaus in den neuen Vorschlägen gegen einen Mißbrauch der Konkurrenzklausel vorgesehen seien, ließen sich Billigkeitsgründe für ein Verbot der Konkurrenzklausel bei allen Handlungsgehilfen mit einem Jahresgehalt bis zu 2000 M. nicht anführen. Der Betrag der Karrenzentschädigung sei in den neuen Vorschlägen erhöht, die sogenannte kleine, ohne Bezahlung wirksame Konkurrenzklausel weggefallen, die Befreiung des Prinzipals von der Entschädigungszahlung durch nachträglichen Verzicht ganz wesentlich eingeschränkt. Zu beachten sei namentlich auch, daß die Konkurrenzklausel ihre volle Wirkung nur in den Fällen äußere, wo der Gehilfe — und zwar aus anderen Gründen als wegen vertragswidrigen Verhaltens des Prinzipals — das Dienstverhältnis kündige (§ 75 der Vorschläge). In diesen Fällen werde der Gehilfe aber meist schon eine andere Stelle in Aussicht haben. Kündige der Prinzipal, so könne sich der Gehilfe durch Abgabe einer schriftlichen Erklärung von dem Wettbewerbsverbote befreien, es sei denn, daß sich der Prinzipal zur Weiterzahlung des vollen Gehalts verpflichte, oder daß für die Kündigung ein erheblicher Grund in der Person des Gehilfen vorliege." Nach diesem Unannehmbar ging die Kommission unbefriedigt auseinander und vertagte sich bis zum Herbste. Die Aussichten auf eine Verständigung sind geringe.

Deutschland.

Berlin, 9. Juli.

* **Die Endergebnisse des Reichshaushalts für das Rechnungsjahr 1912** haben sich nach dem Endabschlusse der Reichshauptkasse, abgesehen von dem auf die außerordentlichen Deckungsmittel angewiesenen Ausgaben, wie folgt gestaltet: Der Ueberschuß der Reichs-Post- und Telegraphen-Verwaltung ist um 5 892 000 Mk. hinter dem Voranschlage zurückgeblieben. Dementsprechend sind von Bayern und Württemberg an Postausgleichungsbeträgen 645 000 Mk. weniger an die Reichskasse abzuführen gewesen. Beim Ueberschusse der Reichseisenbahnverwaltung ist ein Mehr von 12 308 000 Mk. und bei demjenigen der Reichsdruckerei ein solches von 563 000 Mk. zu verzeichnen. Die Einnahmen an Zöllen, Steuern und Gebühren haben den Voranschlag um 48 097 000 Mk. überschritten. Wegen der Einzelheiten hierbei wird auf die in Nr. 28 des Zentralblattes für das Deutsche Reich von 6. Juni 1913 und in Nr. 134 des Reichsanzeigers vom 9. Juni 1913 veröffentlichte „Uebersicht der Einnahmen an Zöllen, Steuern und Gebühren für das Rechnungsjahr 1912" Bezug genommen. Entsprechend der vorstehend erwähnten Mehreinnahme haben auch die von einzelnen Bundesstaaten zu entrichtenden Ausgleichungsbeträge für Zölle, Steuern und Gebühren ein Mehr von 1 420 000 Mk. ergeben. Der Ausgleichungsbetrag von Bayern für die eigenen Einnahmen der Verwaltung des Reichsheeres stellt sich dem Mehrertrage bei diesem entsprechend um Mk. 88 900 höher als angesetzt. Beim Bankwesen sind 10 536 000 Mk. mehr aufgekommen. Dagegen sind an Einnahmen aus der Prüfung der Rechnungen 207 000 Mk. und aus dem Hinterbliebenenversicherungsfonds zur Deckung der Reichszuschüsse für die Hinterbliebenenversicherung, hier den geringeren Ausgaben entsprechend, 1 137 000 Mk. weniger zu verzeichnen. Im übrigen sind an wesentlicheren Abweichungen von den Ansätzen des Etats zu erwähnen: Beim Auswärtigen Amt sind an Einnahmen 132000 Mk. mehr aufgekommen; an Ausgaben waren 74 000 Mk. weniger erforderlich. Im Geschäftsbereich des Reichsamts des Innern betragen die Mehreinnahmen 2 109 000 Mk., die Wenigerausgaben 1 215 000 Mk. Für das Reichsheer sind bei den entsprechenden Titeln des allgemeinen Pensionsfonds 231 000 Mk. und an einmaligen Ausgaben 294 000 Mk. mehr aufzuwen-

)—(Graf Zeppelin und sein Werk.

Zu seinem 75. Geburtstag am 8. Juli.

Nun, da der greise Graf Zeppelin die Schwelle des letzten Viertels eines Jahrhunderts überschreitet, mögen an seinem geistigen Auge die einzelnen Etappen seines zuweilen so mühevollen und dornenübersäten Lebensweges vorüberziehen.

Da mag zunächst die sorglose schöne Kindheit in der anmutig-ländlichen Umgebung am heimischen „schwäbischen Meer", am Bodensee, aufsteigen. Doch bald wird sie abgelöst von dem wechselvollen Jünglings- und Mannesleben. Den 25-jährigen Offizier lockt es hinaus ins feindliche Leben. In den Reihen der amerikanischen Bundestruppen sieht er wie ein Held. Dann folgen die Bilder einander mit kaleidoskopartiger Schnelle. Waghalsig durchschwimmt er die Fälle des Niagara. Furchtlos durchstreift er den brasilianischen Urwald. Er kehrt zur heimatlichen Erde zurück. Der Kriegslärm des Jahres 1866 sieht ihn in den Reihen der Kämpfer. Und an dem blutigen Ringen auf französischer Erde nimmt er hervorragenden Anteil. Einen Augenblick länger weilen die Gedanken bei dem allbekannten tollkühnen Rekognoszierungsritt weit hinein ins feindliche Land. Rasch durchmißt er die militärische Laufbahn. Das Ende der achtziger Jahre sieht ihn dann als württembergischen Bevollmächtigten beim Bundesrat. Und endlich! Schon hat er die Schwelle eines halben Jahrhunderts überschritten, da endlich kündet sich der Aufstieg zu der großen und eigentlichen Höhe seines Lebens an. Wahrlich! Ein wechsel- und schicksalsreicher Weg ist es gewesen, den Graf Zeppelin zurückgelegt hat.

Auf den Meister des Luftschiffbaus trifft das Sprichwort nicht zu: „Früh zeigt sich, was ein Meister werden will." Denn Graf Zeppelin gehört nicht zu der Zahl jener großen Männer, denen etwa schon in früher Jugend durch eine besonders stark hervorstechende Begabung und Neigung die Richtung für ihr späteres Schaffen klar vorgezeichnet war. Der Sproß der altadeligen Familie verlebte auf dem elterlichen Herrensitze Ober-Girsberg bei dem Dorfe Emishofen, südlich von Konstanz, in einem herrlichen Rebgelände eine glückliche Kindheit. Der Herrensitz bietet keine prunkhafte Pracht. Ein einfaches Wohnhaus ist er mit hohem Parterre und hübschem Wohnstock, ganz mit wilden Reben überwachsen. Die heiteren Jugendtage wurden dem jungen Ferdinand nicht durch engen Schulzwang vergällt. Bis zum 15. Lebensjahr genoß er nur Privatunterricht. Als Graf Zeppelin schon die Höhe seines Ruhms erklommen hatte, da äußerte sich sein alter, hochbetagter Lehrer einmal über den einstigen Schüler. Er rühmte vor allen Dingen seine scharfe Naturbeobachtung, und dann wußte er noch zu bekunden, daß Ferdinands Veranlagung mehr der praktischen Seite zugeneigt war. Aber außergewöhnlichen Wissens- und Forschungsdrang hatte er an ihm nicht wahrgenommen. Im elterlichen Hause herrschte die denkbar einfachste Lebensweise. Da gab es keinen unangebrachten aristokratischen Kastengeist, keine Verwöhnung der Kinder! Einfach war die Kost, manchmal wur die Zucht wohl etwas zu herb; denn es wird erzählt, daß, wenn die beiden jungen Zeppelins irgendwo zu Gast waren, sie die Süßigkeiten an sich vorübergehen lassen mußten — zur Gewöhnung an Enthaltsamkeit! Die spätere Ausbildung erhielt Graf Ferdinand dann auf dem Polytechnikum in Stuttgart, auf der Kriegsschule zu Ludwigsburg und auf der Universität Tübingen. Mit 20 Jahre wurde er Kavallerieoffizier.

Schon aus den siebziger Jahren stammen Zeppelins erste Pläne zum Bau eines Luftschiffes und es ist bemerkenswert — besonders angesichts der vielen Verleumdungen, die später in gehässiger Weise über den Erfinder ausgestreut worden sind —, daß die jetzige Form des Luftschiffes im wesentlichen schon damals feststand. Aber erst im Jahre 1891 konnte Graf Zeppelin zu grundlegenden praktischen Versuchen mit seinem getreuen Mitarbeiter und Berater, dem Ingenieur Kolbe, schreiten. Also zu einem Zeitpunkt, wo andere, nachdem sie einmal General und Gesandter geworden sind, ihr Lebenswerk als vollbracht ansehen würden, da begann Graf Zeppelin erst das seinige. Und er hat seinen Plan durchgeführt. Fest wie ein Fels in der Brandung stand er lange Zeit schier allein inmitten aller Anfeindungen. Es war die Macht seiner Idee, die ihn beherrschte, und sie führte ihn zum Sieg. „Es muß gehen!" war der mit eisernem Willen und felsenfester Zuversicht geäußerte Leitspruch des Grafen. Und mochten auch die Helfer mutlos und die Spötter höhnisch stammeln: „Es geht nicht". Nur wenige Getreue vermochte er im Anfang um sich zu scharen. Und dazu jagte ein Mißerfolg den andern! Im Jahre 1894 erklärte eine vom Kaiser berufene Sachverständigenkommission das Projekt für „praktisch unverwendbar". Ein harter Schlag! Doch ungebeugt ertrug ihn Graf Zeppelin. Vier Jahre dauerte es dann, bis er auf seinen Agitationsreisen wieder das nötige Kapital zusammengebracht hatte. Denn zu dem Bittersten, das Graf Zeppelin durchzumachen hatte, hat wohl die Geldbeschaffung gehört. Er opferte sein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen. Aber das verlor sich wie ein Tropfen im Weltmeere. Wie es im Kriege gilt: „Geld, Geld und abermals Geld!", so verschlang die Verwirklichung der Zeppelinschen Idee Summen auf Summen. Gattin und Tochter haben ihm hier in der tapfersten Weise zur Seite gestanden. Sie haben auf alles verzichtet, und auch in den dornenvollsten Jahren haben sie nie den Glauben an das Gelingen des Werkes des Mannes und Vaters verloren.

Weitere sechs Jahre vergingen, ehe der Bau des ersten Luftschiffes beendet war, und erst am 1. Juli 1900 fand der erste Aufstieg statt. Welche Gedanken mögen den Grafen in jenem Augenblicke beseelt haben, als das stolze Luftschiff seinem Ruder auf der Fahrt durch den Aether zum erstenmal gehorchte! Eine längere Fahrt machte das Luftschiff dann am 21. Oktober, bei der es 28 Minuten in der Luft blieb. Da mußten auch die Zweifler anerkennen, daß die Lenkbarkeit des Zeppelinschen Luftschiffes ganz unzweifelhaft erwiesen sei. Aber gleichzeitig, trotz dieses schönen Erfolges, wurden die Geldschwierigkeiten immer größer. Und noch im Jahre 1901 löste sich die 1896 in Stuttgart gegründete „Gesellschaft zur Förderung der Luftschiffahrt" auf. Wiederum begann der Kampf um den Mammon, und Zeppelin sah sich genötigt, den „Notschrei zur Rettung der Flugschiffahrt" in die Welt zu senden, um weitere Geldmittel zu erlangen. Am 17. Januar 1906 konnte dann die erste Probefahrt mit dem zweiten Modell unternommen werden. Aber auch diesmal trat eine Störung der Seitensteuer ein, so daß gelandet werden mußte, ehe die volle, dauernde Brauchbarkeit erwiesen war. Und in der folgenden Nacht traf ihn ein noch härterer Schlag! Ein Orkan zerstörte das ganze Luftschiff. Wiederum mußte die Arbeit von Grund auf begonnen werden. Mit dem dritten Modell unternahm er am 9. Oktober 1906 die erste Probefahrt. Diesmal war er vom Glück begünstigt. Denn da an der Maschinerie nichts in Unordnung geriet, konnte er die Lenkbarkeit seines Luftschiffes erweisen. Im Jahre darauf erhielt er dann die lang erwartete Unterstützung vom Deutschen Reiche, das ihm eine halbe Million zur Verfügung stellte.

Die jetzt folgenden Etappen des Zeppelinschen Weges zum restlosen Erfolg dürften noch in frischer Erinnerung sein. Unvergessen ist noch jener Schicksalsschlag von Echterdingen am 5. August 1908. Aber die Katastrophe hatte gleichzeitig den Erfolg, daß sie mit einem Schlage die nationale Begeisterung für den Grafen Zeppelin und sein Werk auslöste. Ueberall sprang das Verlangen zur tatkräftigen Hilfe spontan aus den Herzen empor. Schon am 6. August wurden Aufrufe zur Sammlung erlassen. Um auch den kleinsten Beitrag bequem annehmen zu können, und Massenbeisteuern zu erleichtern, gab die Motorluftschiff-Studiengesellschaft eine für 10 Pfg. käufliche Sammelmarke in 2½ Millionen Exemplaren aus. Das nationale Opfer des deutschen Volkes hatte einen beispiellosen Erfolg. Die Spende erreichte einen Gesamtbetrag von 6 096 555 Mk. Graf Zeppelin verwendete sie zu einer Zeppelinstiftung mit dem Sitz in Friedrichshafen, unter deren überwiegender Beteiligung eine Gesellschaft zum Bau und Betrieb von Luftschiffen unter dem Namen „Luftschiffbau Zeppelin in Friedrichshafen" gegründet wurde. Noch heute erzählt man sich oft und gern im Zeppelinschen Kreise von dem reichen Segen, der damals nach der unglückseligen Katastrophe von Echterdingen wie ein Wunder hereinbrach und sich über Friedrichshafen ergoß. Tage und Wochen war man vollkommen außerstande, die Einläufe zu bewältigen. Zwischen bunten Ansichtskarten, zwischen der Wurst und dem Schinken, die kleine Leute in bester Absicht geschickt hatten — denn keiner ließ es sich nehmen, sein Scherflein zur Nationalgabe beizusteuern —, lagen da Briefe mit 1000 und 10 000 M. Inhalt. Die Pakete und Kisten wuchsen zu Hügeln an.

Trotz seines Alters ist Graf Zeppelin frisch, rüstig, sturm- und wetterfest, zäh und widerstandsfähig wie nur irgend ein Junger. Unermüdlich ist er heute noch gerade so tätig, wie in jener Zeit, wo er noch Meister und Geselle in einer Person war. Er ist der Leiter und Lenker, er gibt Anregungen und schlägt Verbesserungen vor. Viel und eifrig klettert der greise Graf in seinen Werkstätten umher, um auch die unscheinbarsten Kleinigkeiten mit scharfem Auge nachzuprüfen. Da legt er denn bisweilen in der Ballonhalle bei seinen Klettereien tollkühnen Wagemut an den Tag, und seine Umgebung zittert und zagt für sein Leben. Aber kein Mensch vermag ihn in solchen Augenblicken zurückzuhalten.

„Hurra, hurra, hurra!
Der Zeppelin ist da!
Ein weißes Luftschiff seh' ich da!
Zwei Gondeln hängen dran!
Hurra, der Zeppelin ist ein Mann!"

Begeistert haben es die Kinder vor einigen Jahren gesungen, als Zeppelin sich hinauswagte in den blauen Aether zu langer Fahrt. Ein Mann ist Graf Zeppelin, ein ganzer Mann! Das schlichte Lob klingt doppelt, weil es aus Kindermund kommt. Denn die Lieder unserer Kinder können mit Recht „als Spiegel und abgekürzte Chronik des Jahrhunderts" bezeichnet werden.

den gewesen, während die fortdauernden Ausgaben im übrigen um 20 000 Mk. zurückgeblieben sind. Dem Gesamtmehrbedarf entsprechend stellt sich auch die bayerische Quote um 63 000 Mk. höher. An Einnahmen sind 778 000 Mk. mehr als angesetzt aufgekommen. Bei der Marineverwaltung schließen die fortdauernden Ausgaben mit einem Mehr von 293 000 Mk. und der Pensionsfonds mit einer Ersparnis von 708 000 Mk. ab. Bei der Reichsjustizverwaltung steht einer Mehreinnahme von 521 000 Mk. eine Mehrausgabe von 30 000 Mk. gegenüber. Beim Reichsschatzamt sind 375 000 Mk. Mehreinnahmen aufgekommen. An fortdauernden Ausgaben sind 465 000 Mark, an einmaligen Optionsentschädigungen 3 697 000 Mk. weniger als angesetzt aufzuwenden gewesen. Die Verwaltung und Verzinsung der Reichsschuld hat 5 457 000 Mk. weniger erfordert, während bei den einmaligen Ausgaben 125 000 Mk. mehr erforderlich waren. Beim allgemeinen Pensionsfonds ergibt sich unter Einschluß der oben bereits erwähnten Abweichungen bei den Verwaltungen des Reichsheeres und der Marine insgesamt eine Mehrausgabe von 346 000 Mk. Schließlich ist als Minderausgabe noch der Betrag von 522 000 Mk. zu erwähnen, um welchen das aus dem Vorjahr übernommene Soll an Ausgaberesten für in früheren Jahren erfolgte Ueberschreitungen übertragbarer Ausgabefonds gekürzt worden ist. Im ganzen hat sich hiernach ein Ueberschuß von 77 106 033,97 Mk. ergeben, welcher den gesetzlichen Bestimmungen entsprechend auf das Rechnungsjahr 1913 übertragen worden ist.

* **Der sozialpolitische Gehalt der Reichstagssession** wird vom Mitherausgeber der „Sozialen Praxis", Privatdozent Dr. W. Zimmermann, in dem genannten Organ der Sozialreformer untersucht. Dabei kommt die sozialpolitische Reichstagsarbeit im engeren Sinne nicht allzu günstig weg. Denn der Entwurf über die Monopolisierung des Großhandels mit Leuchtöl, der die heimischen Kleinhändler und Verbraucher gegen die Uebermacht der Standard-Oel Compagnie schützen soll, ist vorläufig liegen geblieben; die angekündigte Vorlage über die Erweiterung der kaufmännischen Sonntagsruhe wurde mit Rücksicht auf die Geschäftslage noch gar nicht veröffentlicht; die Regelung der Konkurrenzklausel blieb ebenfalls im Ausschuß stecken ohne daß übermäßige Hoffnung auf eine positive Lösung besteht. So bleibt neben der aussichtslosen Tätigkeit des Jugendgerichtsausschusses die erleichterte Mitwirkung Unbemittelter an der Rechtsprechung durch die Einführung von Tagegeldern für Schöffen und Geschworene als sozialpolitische Ausbeute im engeren Sinne übrig.

Aber wegen der überragenden Wichtigkeit der Wehrvorlage ist Zimmermann von dem geringen sozialpolitischen Ergebnis der abgelaufenen Reichstagssession nicht überrascht. Vielmehr erscheint auch ihm die Festigung der deutschen Machtstellung als unerläßliche Voraussetzung fortschreitender Sozialpolitik. Und in der Lösung der Deckungsfrage, die grundsätzlich jede weitere Belastung des Massenverbrauchs verwarf, erblickt er die Gewähr dafür, daß der Reichstag die Sozialpolitik auf ihren besonderen Arbeitsgebieten nicht verkümmern lassen werde. Außerdem ist die mittelbare Förderung der Sozialreform zu beachten, die aus den im Zusammenhange mit der Wehrvorlage beschlossenen Resolutionen sich ergeben wird. Es handelt sich hier um die Reichstagswünsche, bei der Vergebung der Rüstungsaufträge auf anständige Arbeitsbedingungen bei den ausführenden Unternehmern zu halten, vorbeugende Bestimmungen für die Verhütung von Arbeitskämpfen zu treffen, die Wehrfähigkeit der Jugend durch eine bessere körperliche Ausbildung zu heben usw. Inbezug auf den zuletzt angeführten Punkt rechnet Zimmermann mit der internationalen Festlegung des Jugendlichenschutzes, wie er von der Schweiz neuerdings gefordert und von Deutschland schon 1890 für notwendig gehalten wurde. Die Arbeiterwohlfahrtsresolutionen aber enthalten einen neuen Anstoß zur Reform des Arbeitsverkehrsrechtes und des Einigungswesens bei kollektiven Arbeitszwistigkeiten.

§ **Zum „ärztlichen Fortbildungswesen".** Die Correspondenz des Verbandes der Aerzte Deutschlands schreibt:

An den Akademien für praktische Medizin in Köln und Düsseldorf zeigt sich neuerdings ein auffallend starker Zustrom von Medizinalpraktikanten. Die Akademien verfolgen in erster Linie und hauptsächlich den Zweck, den praktischen Aerzten Gelegenheit zur Fortbildung und zur Ausbildung in Spezialfächern zu geben, erst an zweiter Stelle sollen sie, weil sie mit größeren Krankenanstalten verbunden sind und deshalb über ein reiches Lehrmaterial verfügen, auch Kandidaten der Medizin die Möglichkeit zur Ablegung des „praktischen Jahres" bieten. Auf der letzten Hauptversammlung des Zentralkomitees für das ärztliche Fortbildungswesen berichtete Professor Hoffmann-Düsseldorf über den Besuch der Akademien und stellte dabei fest, daß neuerdings ein Massenandrang von Medizinalpraktikanten bei den Akademien besteht, der ihren eigentlichen Zweck sehr gefährde; der geschäftsführende Professor der Kölner Akademie berichtete ähnliches. Dieser Massenandrang von Medizinern sei um so auffallender, als an den Krankenhäusern der Akademien die Praktikanten keinerlei Entschädigungen erhalten, während sonst den Medizinalpraktikanten meist ein wenn auch bescheidenes Honorar gewährt wird. Diese höchst auffallende Tatsache erklärt sich aus dem seit Jahren anhaltenden übermäßigen Zudrang zum medizinischen Fach: Die Zahl der Studierenden der Medizin ist in den letzten 9 Jahren gestiegen von 5926 auf 13 380, die Approbationen in der gleichen Zeit von 726 auf etwa 1500 im Halbjahr, die Zahl der Aerzte von 30 071 auf 33 527.

Frankreich.

Die gescheiterte Verweltlichung der Krankenpflege in Frankreich.

Unter dieser Ueberschrift schreibt die keineswegs „klerikale", aber in den beteiligten Kreisen sehr angesehene deutsche „Zeitschrift für Krankenanstalten" folgendes: „Von katholischer Seite wird gegenwärtig in der französischen Presse eine Zusammenstellung veröffentlicht, die klar zeigt, daß die unter Vertreibung der Ordensschwestern versuchte Verweltlichung der Krankenpflege in Frankreich vielfach gescheitert ist. In Paris, Marseille, Brest, St. Queitin, Reims, Limoges, Amiens haben die Stadtverwaltungen feststellen müssen, daß die Laizifizierung ein kostspieliges Vergnügen ist, denn die Besoldung der weltlichen Pfleger und Pflegerinnen kostet drei- bis zehnmal so viel, als die der aus dem Ordensstande stammenden. In Avignon und Toulouse brachen Epidemien: Typhus und Pocken, aus. Die weltlichen Pflegerinnen stellten sich nicht mehr in den Spitälern ein, und es mußten Ordensschwestern herbeigerufen werden, die sofort die Pflege wieder aufnahmen. In Cherbourg, Annecy, Roanne und Clamecy können die Ordensschwestern wieder in die Spitäler einziehen, die Gemeinderäte haben es verfügt unter Zustimmung der Freimaurer und Sozialisten. Combes und Clemenceau, „wilde Sektierer" haben sich, als sie erkrankt waren, nur von den Schwestern pflegen lassen wollen. Der protestantische Dr. Steeg, der in Dieppe eine stark besuchte Klinik unterhält, läßt als Pflegerinnen nur Ordensschwestern zu, und das gleiche tut Dr. Pereire, ein Jude, in Paris. Die Union der Aerztesyndikate, 20 000 Mitglieder, und der Allgemeine Verband französischer Aerzte, 10 000 Mitglieder, protestierten und protestieren noch gegen das Projekt der Verweltlichung der Privatkliniken. Die Bewegung für die Wiedereinführung der Ordensleute in die Spitäler tritt mit solchem Nachdruck auf, daß die kirchenfeindlichen Kreise Angst bekommen. Und so stößt die „Lanterne" einen Hilferuf aus wegen der „Ueberflutung des Landes durch Ordensleute für den Krankendienst". Sogar eine Versammlung ist anberaumt worden, um Resolutionen gegen das „Wiederkommen der Nonnen" zu fassen. Ein Verband zum Schutze der weltlichen Krankenpflege ist in der Bildung begriffen."

Stadt-Nachrichten.

* **Neuß**, 10. Juli.

□ **Stenographie.** Vergangenen Sonntag tagte hier im Rheinischen Hof (Max Reckenig) der Düsseldorfer Kreis des Rheinisch-Westf. Stenographenbundes Stolze-Schrey. Die Tagung begann mit einem Wettschreiben bis zu 300 Silben in der Minute, an dem sich etwa 150 Personen beteiligten. Den 1. Preis in 300 Silben erhielt Herr Adolf Buchmann vom Kurzschriftverein Düsseldorf. Aus den sich an das Wettschreiben anschließenden geschäftlichen Verhandlungen verdienen hervorgehoben zu werden die Berichte der einzelnen Vereine, die auf ein pulsives Vereinsleben und gute Fortschritte in der Pflege der Kurzschrift schließen ließen. In den Vorstand für das mit Juli begonnene neue Geschäftsjahr des Kreisverbandes wurden gewählt die Herren Bureauvorsteher Paul Johnen-M.Gladbach zum 1. Vorsitzenden, Lehrer Willy Kleeblatt-Düsseldorf zum 2. Vorsitzenden, Verwaltungssekretär Johannes Conrad-Düsseldorf zum 1. Schriftführer, Kgl. Oberlandmesser Nebelung-Düsseldorf zum 2. Schriftführer, Verwaltungsassistent Albert Kill-Rheydt zum Kassierer, Fräulein Agnes Stappen-Viersen zur Kassiererin, die Herren Willibrord Schlick-Düsseldorf, Josef Zumbusch-Crefeld und Max Cleven-Düsseldorf zu Beisitzern. Die nächste Versammlung findet Anfang November in Wickrath statt.

§ **Ein verhängnisvoller Wurf aus dem Fenster.** (Urteil des Reichsgerichts vom 7. Juli 1913.) Der Arbeiter L., der bei der Rheinischen Aktiengesellschaft für Papierfabrikation in Neuß beschäftigt ist, hatte den Auftrag erhalten, in einem Raume aufzuräumen. Dieser Aufgabe entledigte er sich in der Weise, daß er die überflüssigen Gegenstände, als Holz- und Eisenstücke und dergleichen zum Fenster hinaus in den Hof warf. Einem zufällig vorübergehenden anderen Arbeiter fiel dabei ein ¾ Meter langes Stück Eisen auf den Kopf, sodaß er schwer verletzt wurde und alsbald an den Folgen verstarb. Auf Grund dieses Vorfalles wurde L. wegen fahrlässiger Tötung vom Landgericht Düsseldorf zu einer Gefängnisstrafe von 6 Monaten verurteilt. Sein Einwand, der übrigens nicht widerlegt wurde, es sei jedesmal so verfahren worden, konnte seiner leichtsinnigen Handlungsweise nicht zur Entschuldigung dienen. Gegen dieses Urteil legte der Angeklagte Revision beim Reichsgericht ein. Der 5. Strafsenat fand jedoch die vorinstanzliche Entscheidung rechtlich einwandfrei und verwarf gemäß dem Antrage des Reichsanwalts das Rechtsmittel als unbrgründet.

Aus dem Landkreise Neuss.

:: **Delhoven**, 8. Juli. Der Spar- und Darlehnskassenverein hielt am vergangenen Sonntag seine Hauptversammlung im Lokale J. Steins ab. Nach dem Berichte des Rechners Pröpper war der Geschäftsgang auch im abgelaufenen Jahre ein sehr reger, wenn derselbe auch mit rund 80 000 Mk. Umsatz gegen das Vorjahr um Mk. 10 000 zurückbleibt. Die Hauptbezüge des Vereins erstreckten sich auf die Beschaffung von Düngemitteln. Gerade nach dieser Richtung hin hat sowohl hier wie in den Nachbarorten die Raiffeisenkasse in Verbindung mit der landwirtschaftlichen Organisation außerordentlich fördernd gewirkt. Letztere machte durch Einrichtung von Versuchsfeldern die künstlichen Düngemittel ausfindig, die den Sandboden ertragsfähig gestalten. Die Kasse gewährte den Grundbesitzern die Mittel gegen niedrige Zinssätze, um die erprobten Düngestoffe der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Nun wurde die Fruchtbarkeit des leichten Sandbodens in nie geahnter Weise so gesteigert, daß heute alle Fruchtarten in üppigster Fülle gedeihen bei etwas günstigen Niederschlägen zur Lösung des Kunstdüngers. Während ehedem in der Gemarkung der Gemeinde Hackenbroich Brachfelder mit Fruchtbestellung in mehrjährigen Zwischenräumen abwechselten, erblicken wir heute nur noch eine jährliche Fruchtfolge. Einen trefflichen Beleg für diese Kultivierung des Bodens liefert das Delhovener Blech, ehemals eine öde, mit Gras, Ginster und anderem Gesträuch bewachsene Fläche von 60—70 Hektar zwischen Delhoven und Knechtsteden. Die Gemeinde Delhoven hatte das „Schweidrecht" auf dieselbe und seit undenklichen Zeiten wurden die Kühe von Delhoven vom 1. Mai bis 30. Oktbr. durch einen jedes Jahr gewählten Kuhhirt täglich zweimal (von Michaelis ab einmal) hingetrieben und gehütet. Das geschah bis zum Jahre 1880. In diesem Jahre wurden nämlich die Gerechtsame der Gemeinde in der Weise abgelöst, daß die Gemeinde Delhoven die rechte nördliche Seite an der Provinzialstraße 26 Hektar als Eigentum erhielt und auf das Viehtreibrecht verzichtete. Diese Fläche teilte man nun in Parzellen von 51 Ar ein und verpachtete die Gesamtfläche auf 12 Jahre zu 915 Mk., also zu rund 75 Pfg. pro Morgen. Dann begann das Roden des Schiffelbodens und die Anpflanzung von Kartoffeln und Hafer, die nur kümmerliche Resultate brachten. In der Folge aber bei Anwendung der zweckentsprechenden Düngemittel brachte man es dahin, daß sämtliche Halmfrüchte, Roggen, Weizen, Gerste sowie Klee und Rüben reichlich gediehen. Die Raiffeisenorganisation aber bahnte zu einer solchen Kultivierung des Bodens den Weg.

Rheinland-Westfalen.

Korschenbroich, 8. Juli. Am letzten Sonntag erfolgte hier die von Herrn Bürgermeister Schumacher angeregte Gründung des Verschönerungsvereins für die Bürgermeisterei Korschenbroich. Nach Annahme der vorgeschlagenen Satzungen wurde der Vorstand gewählt, der nunmehr aus seiner Mitte einen Vorsitzenden zu bestimmen hat. Der Verein zählt heute bereits 132 Mitglieder.

Korschenbroich, 8. Juli. Im ersten Halbjahre zogen hier von auswärts zu 252 Personen, es verzogen 241 Personen. Die Zahl der Geburtsfälle betrug 85, die der Sterbefälle 31. Die Einwohnerzahl betrug sonach Ende Juni 65 mehr wie am Schlusse des Vorjahres. Sie stellt sich auf 4962. Heiraten wurden 16 geschlossen.

* **Köln**, 8. Juli. Heute morgen 7 Uhr 30 Min. stieg Z 2 auf, um Landungsmanöver auszuführen über Köln und Umgegend. Bis 10 Uhr 30 Min. wurden etwa 30 Landungen vorgenommen, das letztemal, ohne Schlepptaue zu werfen.

* **Aachen**, 8. Juli. Gestern abend 10 Uhr explodierte auf dem Stahlwerke Rote Erde die Winddose des Konverters. Die weißglühenden Eisenmassen ergossen sich über zwei siebzehn- und zwanzigjährige Arbeiter. Der eine war sofort tot, der andere liegt im Sterben.



Besuch der Königin von Holland in einem Bergwerk.

Königin Wilhelmine von Holland besuchte mit ihrem Gemahl und einem größeren Gefolge die Kohlenlager in der niederländischen Provinz Limburg. Die Herrscherin wurde von der Limburger Bürgerschaft mit Begeisterung begrüßt und von den leitenden Persönlichkeiten durch die Gruben geführt. Sie verfolgte mit lebhaftem Interesse die verschiedenen Arbeiten, die zur Gewinnung der Kohlen vorgenommen werden. Auch Minengräber sah die Königin bei der Arbeit und ließ Sprengungen vornehmen, die ihr die Aufteilung der Minen zeigten.

Vermischtes.

* **Blumen im Kornfelde.** Im rauschenden Gewoge des Kornfeldes recken prächtige bunte Blumen ihre Köpfe empor, dem Landmann zum bitteren Aerger, dem Naturfreunde zur größten Freude: „Ei, sieh nur, Vater, welche Pracht! Das hat der liebe Gott gemacht", wie der Sohn des Bauers in Reinkes Gedicht ausruft. „Kornblumen sind es, Mohn und Raden" — und sie sind in der Tat die schönsten, bekanntesten und verbreitetsten „Unkräuter" des Kornfeldes. Der Landmann ist durchaus im Recht, wenn er sie aus dem Kornfelde ausmerzen möchte. Denn schon der fünfzigste Teil der Radekörner färbt beispielsweise das Mehl der Brotfrucht schwärzlich und verleiht ihm eine Schärfe, die sich durch Reiz und Brennen verrät und auf den Giftstoff zurückgeht, der in dem prächtigen Unkraut enthalten ist. Im Mittelalter erhob man gegen die Rade noch schwerere, freilich unberechtigte Vorwürfe: in den roten, zungenförmigen Blumenblättern wollte man lodernde Flammen erblicken, die den Brand im Getreide verursachen sollten, und das bloße Ansehen der Rade sollte Augenschmerzen hervorrufen! Die vielbesungene Kornblume mit ihrem leuchtenden Blau ist vielleicht die schönste Blume unter allen Schätzen des Kornfeldes. Sie hat eine eigentümliche Geschichte, denn in der altdeutschen Zeit war sie das Sinnbild des Wankelmutes und der Untreue, während sie uns heute das Gegenteil, das Sinnbild der Treue und Beständigkeit ist, und in diesem Sinne haben Schiller, Rückert und andere Dichter sie besungen. Eine hübsche Erklärung dafür, warum der Deutsche sie besonders liebt, hat Peter Rosegger einmal gegeben: „Sie war die Lieblingsblume der Königin Luise, die unter den Franzoseneinfällen so gelitten. Dann hat ihr Sohn, Kaiser Wilhelm, die Kornblume erwählt und dabei wohl kaum geahnt, daß die liebliche blaue Blume das Sinnbild seines weltgeschichtlichen Werkes werden sollte. Welch ein deutscher Fürst immer das Reich zur Einheit geführt haben würde, diese, und gerade diese Blume hätte sein Symbol werden müssen. Weiß wohl auch jeder, der die Kornblume im Knopfloch trägt, wie sie gestaltet ist? Eine Kranz von vielen Sonderkrönlein vereinigt sie zu einer Krone. So wie Wilhelm I. die deutschen Fürsten vereinigt hat zum deutschen Kaiserreiche. Die Kornblume ist das Zeichen der politischen Einheit Deutschlands, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches!" Die große Beliebtheit der Kornblume in Deutschland geht übrigens nicht allein auf die Königin Luise zurück, sondern findet sich schon in früherer Zeit. Die Kreuzzüge haben sie wahrscheinlich mit dem Mohn zusammen in unser Klima versetzt, und im 16. Jahrhundert wurde sie wegen der Schönheit ihrer Blütenfarbe allgemein in Gärten gezogen. In andern Ländern spielt sie übrigens auch eine Rolle; bei den Deutsch-Böhmen ist sie natürlich Sinnbild des Deutschtums, in Belgien dagegen ist sie das liberale Abzeichen, und in Frankreich wird sie von den Antisemiten getragen! Die Mohnblume, oder Mahnblume, wie Lessing sie noch nannte, ist, wie bereits angedeutet, auch eine Orientalin. Ihr Lob haben fast ebensoviele Dichter gesungen, wie das der Kornblume. „Golden prangt die Ernte schon, Durch die schlanken Halme lauschen Blaue Blumen, roter Mohn, Morgen wird die Sichel rauschen." — so singt Rückert, und bei Goethe heißt es: „Fern erblick ich den Mohn; er glüht. Doch komm ich dir näher Ach! so seh ich zu bald, daß du die Rose nur lügst." Für das leuchtende Glührot des Mohns hat Masius einmal die folgenden treffenden Worte gefunden: „An der Sonnenlohe selber hat er seine flatternden Blätter angezündet, und in diesem Brande eilt nun auch das Korn zu reifen." Diese volkstümliche Beliebtheit der Mohnblume stammt ebenfalls aus ziemlich alter Zeit. Im Jahre 1540 erzählt schon Leonhard Fuchs: „Die Kinder haben ihre Kurzweil mit den Blumen, indem sie mit den Blättern Schnallen in der Hand oder Stirn machen." Noch heute ist es allgemein verbreitete Sitte, daß die Kinder die dünnen seidenglänzenden Blütenblätter über den aus Daumen und Zeigefinger gebildeten Ring legen und mit der andern flachen Hand darauf klatschen. Die Blumenschatzkammer des Kornfeldes ist mit diesen drei Blumen natürlich lange nicht erschöpft; sie enthält unter den größern noch die Kamillen, die große Wucherblume und den prächtigen blauen Ritterspor, im Kornfeld wächst das niedere Volk der Wicken, der Winden, Vergißmeinnichtarten, Stiefmütterchen u. s. w. bis zu den ganz kleinen, den Vogelmieren und dem Ackergauchheil abwärts.



reits aus dem Größten heraus sind, da ist es schier unerfindlich, warum so viele unserer Frauen die über die entsprechenden Mittel verfügen, es vorziehen, sich untätig in einem Badeort oder einer langweiligen Sommerfrische einzuspinnen, wo jene schillernden Salonschlangen tonangebend sind, die sich von ihren Schwestern im Gestrüpp und Gestein hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß letztere ihre Häutung nur einmal jährlich vollziehen, während sie von ersteren vor jeder Mahlzeit oder zur Promenade mit Hilfe einer gewandten Zofe vier- oder fünfmal im Tage vollzogen wird.

Was dergestalt an Weiblichkeit im Luxuszug erster Klasse kreuz und quer durch Europa reist, um seine Toiletten bald auf der Strandpromenade von Nizza und Monte Carlo und bald in Pontresina, Interlaken und anderen Lieblingsaufenthalten der oberen Zehntausend bewundern zu lassen, und selber vorsichtig die Berge von unten zu bewundern, gehört natürlich nicht zum Touristenvolke und kann hier mit seiner ganzen bunten Internationalität außer Betracht bleiben. Unter jenen Frauen aber, die sich's der Mühe und des sauren Schweißes nicht verdrießen lassen, zu den alpinen Majestäten hinaufzuklettern, finden wir die deutsche Touristin unbedingt an der ersten Stelle, und wenn wir einen Blick in die Tourenbücher mancher bergsteigenden Damen werfen, muß selbst der gewandteste Bergsteiger neidlos anerkennen, daß sich in ihnen erstklassige Leistungen des alpinen Sports finden. Die erste berühmte Bergsteigerin war allerdings französischen Blutes, nämlich ein Bauernmädchen aus Chamonix, namens Marie Paradis, die im Anfang des 19. Jahrhunderts — wie sie selbst bekennt — um sich einen Namen zu machen und Geld zu verdienen, die Besteigung des Mont Blanc ausführte. In jener Zeit, die den Bergsport in seiner heutigen Gestalt nicht kannte, blieb sie eine vereinzelte Erscheinung, wie ihre Landsmännin, Mademoiselle d'Angeville, die ein Menschenalter später als zweite Frau den König der Alpenberge bezwang. Erst als in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts durch den Ausbau des mitteleuropäischen Bahnnetzes Alpenreisen zu einem nicht mehr unerschwinglichen Vergnügen wurden, tauchen unter den immer zahlreicher werdenden Bergsteigern auch einzelne Damen auf, als erste eine Steierin, Frau Herma Kmoch, geb. Groß, welche in einem 35jährigen Zeitraum mehr als 300 Hochtouren ausführte, die man als touristische Leistung um so höher bewerten muß, als sich damals die Gebirge noch im Urzustande befanden und dem Wanderer an Unterkunftshütten und Verpflegung so gut wie nichts boten. Selbstverständlich stellen diejenigen Länder, die, wie Oesterreich, die Schweiz und Süddeutschland, die Alpenberge gleichsam vor der Tür haben, ein besonders zahlreiches Kontingent, aus dem Damen, wie die Gräfin Karoline Ortenstein, Frau Winkler von Forazest, Frau Hlouschek, Frau Terschak, Frau Friedmann, Frau Rouchetti, Frau Worisek und viele andere jedem, der in der Geschichte der Hochtouristik Bescheid weiß, als erstklassige Bergsteigerinnen bekannt. Aber auch die norddeutsche Tiefebene stellt ihre Vertreterinnen, unter denen die Hamburgerin Frau Ellen Strack, das Berliner Schwesternpaar Magdalinski, Elise Werner, Frau Hedwig Netzert (sämtlich Berlinerinnen) bemerkenswerte Leistungen aufzuweisen haben.

Besonders in den letzten Jahren treten Touren, die auch für geübte Männer als schwierig gelten, wie die Besteigung des Matterhorns, des Dyskamms, des Bernina, der drei Zinnen im Sextenthale, der Bajolettürme, der Dreischusterspitze und anderer Felsnadeln in den Vordergrund, und jene Damen, die diese ausführen, sind keineswegs, wie allgemein geglaubt wird, Persönlichkeiten, die in der ersten Vollkraft des Lebens stehen. Es ist überhaupt ein irriges Vorurteil, daß man, um sich an die höchsten und schwierigsten Spitzen mit Erfolg heranzuwagen, so zeitig wie möglich mit Bergtouren beginnen müsse. Der menschliche Körper steht auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit keineswegs um das zwanzigste Lebensjahr herum, sondern erst ein bis zwei Jahrzehnte später, und die meisten Bergsteigerinnen von Ruf sind erst um die dreißig herum Anhängerinnen des alpinistischen Sports geworden.

Es mag richtig sein, und wird selbst von ausgezeichneten Touristinnen zugegeben, daß der Mann, wenn es sich um anstrengende Partien von mehrtägiger Dauer handelt, der Frau in manchen Punkten überlegen ist. Die faktischen Leistungen bergsteigender Frauen berechtigen aber zu der Behauptung, daß den so viel geringeren Strapazen der Wanderungen im Mittelgebirge hunderttausende Frauen von durchschnittlicher Gesundheit gewachsen sind, die irrtümlicher Weise davon eine Gefahr für Leben und Gesundheit befürchten. Die Strapazen sind ja gewiß zuweilen ebenso wie die möglichen Weiterunbilden so groß, daß die in ihrem behaglichen Heim sitzende Frau, der die Genüsse des Wanderns fremd sind, bei dem bloßen Gedanken daran zurückschreckt. Es wird dabei aber meistens übersehen, daß die Frau dem Manne an Zähigkeit häufig überlegen ist. Natürlich darf man nicht ein schwächliches, ungenügend entwickeltes Mädchen zu Hochgebirgspartien von achtstündiger Dauer verleiten wollen, in deren Gefolge eine Lungenentzündung, ein Verfagen der Herzkraft, Ohnmachtsanfälle oder andere gefährliche Zustände eintreten können. Aber auch schlanke Damen von anscheinend schwacher Muskulatur besitzen, wenn mit mäßigen Partien angefangen wird, meistens die volle Eignung zum Bergsteigen, und gerade bei solchen schwachen Naturen ergibt sich hieraus der bedeutendste Nutzen für die Gesundheit. Man darf ferner auch nicht vergessen, daß die Frauen in zwei bei körperlichen Anstrengungen sehr bedeutungsvollsten Punkten den Männern weit voraus sind, indem sie nämlich wenig oder keinen Alkohol genießen und nicht rauchen. Außerdem darf man die Mühseligkeiten einer Bergwanderung nicht nach den bleiernen Gefühlen bemessen, die sich des Spaziergängers bei einem Marsche in Hundstagshitze durch den von keinem Windhauche bewegten, öden Kiefernwald der Ebene bemächtigen. Das unangenehmste Stück einer Bergpartie ist meistens deren durch schwüle Täler führendes erstes Stück. Kommt man aus letzteren in höhere Regionen, wo der kühlende Bergwind den Körper trifft, so ist die erlahmende Spannkraft mit einem Schlage wiederhergestellt, und ein nicht übermäßig hochgestecktes Ziel wird spielend erreicht.

Gewiß ist es für eine Frau in der üblichen Stadtkleidung noch viel unangenehmer als für den Mann, wenn sie auf einer Bergpartie vom Unwetter überrascht und gründlich durchnäßt wird. Daraus folgt aber immer doch nur die weise Lehre, daß die Kleidung und — nicht zu vergessen — das Schuhwerk zweckentsprechend gewählt sein müssen.

Weltall und Leben

tl **Die neuen deutschen Schiffskanonen** sind, was Größe anbetrifft, denen der anderen Länder überlegen. Unser Rivale zur See, England, hat als größte Kanone 366 Millimeter-Kanonen zu verzeichnen, Frankreich sogar nur 340 Millimeter-Kanonen. Dagegen haben die neuen deutschen Schiffskanonen 380 Millimeter. Ihr Gewicht beträgt 2040 Zentner. Durch ihre Größe wird auch die Leistungsfähigkeit der Kanonen erheblich vermehrt. So können diese neuen Geschütze Geschosse im Gewichte von 15 Zentnern schleudern.

tl **Gute Vorschriften.** Ein amerikanisches Haus empfiehlt seinen Angestellten folgende Punkte zur Beachtung:

1. Lügen Sie nicht! Damit verlieren Sie und wir nur Zeit. Wir werden es doch sicher merken, und dann nimmt es ein schlechtes Ende.

2. Sehen Sie nicht mehr auf die Uhr, als auf Ihre Arbeit. Ein langer Tag, wenn er gut ausgefüllt ist, erscheint kurz, ein kurzer Tag, wenn er schlecht ausgefüllt ist, erscheint lang.

3. Geben Sie uns mehr, als wir von Ihnen erwarten, und wir werden Ihnen mehr geben, als Sie von uns erwarten. Wir können Ihr Gehalt erhöhen, wenn Sie unsere Einkünfte vermehren.

4. Sie schulden sich selbst so viel, daß Sie nicht noch andern etwas schuldig bleiben dürfen. Fliehen Sie die Schulden oder fliehen Sie unser Haus!

5. Unehrlichkeit ist bloß ein Zufall. Ehrliche Männer ebenso wie ehrliche Frauen vermeiden die Versuchung, wenn Sie Ihnen entgegentritt.

6. Beschäftigen Sie sich mit Ihren Dingen, und die Dinge werden es bald genug wert sein, sich mit Ihnen zu beschäftigen.

7. Tun Sie nie etwas gegen Ihr Gewissen. Der Angestellte, der für uns betrügt, ist auch imstande, gegen uns zu betrügen.

8. Was Sie außerhalb Ihrer Arbeit tun, geht uns nichts an. Aber wenn Ihre Zerstreuungen Ihre Arbeitsfähigkeit am nächsten Tage beeinflussen sollten, dann würde uns das etwas angehen.

9. Sagen Sie uns nicht, was wir hören möchten, sondern was wir hören müssen. Wir brauchen keinen Diener unserer Eitelkeit, sondern einen solchen unserer Interessen.

10. Kritisieren Sie nicht, wenn wir kritisieren. Wenn Sie verdienen, kritisiert zu werden, verdienen Sie jedenfalls beachtet zu werden. Wir werden uns nicht damit aufhalten, einen verfaulten Apfel zu schälen.

tl **Selbstentzündungen aufgespeicherter Stoffe** sind vielfach die Ursachen von Brandkatastrophen, für welche vielleicht nie eine Erklärung gefunden wird. Damit Selbstentzündung entstehe, müssen im wesentlichen drei Bedingungen erfüllt sein: Es muß ein leicht brennbarer Stoff an einer Stelle aufgehäuft sein; dieser muß in Masse aufgeschichtet sein, so daß unten ein hoher Druck herrscht, und die betreffenden Stoffe müssen die Neigung haben, Gas aus der Luft aufzunehmen. Geschieht letzteres, so findet eine Verdichtung statt, wobei Wärme erzeugt wird, die schließlich zu einem Brande führen kann. Sehr gefährlich ist in dieser Beziehung fein pulverisierte Holzkohle; aber auch andere Kohlen sind geneigt, sich selbst zu entzünden. Mit Recht verbietet daher die Polizei, in Wohnräumen größere Mengen hiervon aufzuspeichern. Ferner können Haufen von Heu, Getreide, Sägespänen, Wolle und fettigen Lappen verhängnisvoll werden, wenn die unteren Schichten unter starken Druck kommen. Wie kann man sich gegen solche Gefahren schützen? Zunächst muß man die Anhäufung derartiger gefährlicher Stoffe zu vermeiden suchen. Wo dies nicht angeht, wird man wenigstens durch Röhren oder Schächte für eine möglichst reichliche Belüftung sorgen. Am sichersten ist es freilich, wenn an solchen Stätten sorgfältige Aufsicht herrscht, welche eine auffällige Temperaturerhöhung sofort feststellt und der Gefahr entgegentritt.

Humoristische Ecke

— **Sehr fidel.** „Sehen Sie, da bin ich eigen. Wenn es sich einmal trifft, daß ich etwas Dummes sage, so pflege ich stets mich selbst zuerst auszulachen!"

„Aber, Herr Geckle, da müssen Sie ja das lustigste Leben von der Welt führen!"

— **Die merkwürdig gehende Uhr.** In B. ist auf dem königlichen Leihhaus eine Uhr angebracht, nach welcher die Vorübergehenden vielfach ihre Taschenuhren regulieren. Ein flotter Bruder Studio äußerte einmal: „Merkwürdig, ich stelle meine Uhr stets nach der Kunderstädsuhr, und sie geht doch regelmäßig nach dem Pfandhaus."

Der Hausfreund

Redaktion: Chefred. Jos. Grunau

Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Druck der Gesellschaft für Buchdruckerei Neuß

Rau von Nettelhorst.

17]

Roman von Maria Lenzen di Cebregondi.

(Nachdruck verboten.)

Zwei weitere junge Herren waren gleichfalls Neffen des Grafen Gerbrandt; sie waren Söhne des zweiten älteren Fremden, des Freiherrn v. Middachten — eines Schwagers des Grafen. Die ältliche Dame war ein Fräulein von Middachten, welches unter dem Schutze ihrer Tante, der Gräfin Gerbrandt, nach Bladeneck gekommen war. Auch die einzige Tochter des gräflich Gerbrandtschen Ehepaares, die Komtesse Rosine, war in Bladeneck; aber auch sie, gleich ihrer Mutter und den Gräfinnen Hardtenbruck, ließ sich noch erwarten.

Der alte Meyerdinck, der Haushofmeister zu Bladeneck, stand wie auf Nadeln hinter der schweren Samtportiere, welche den blauen Saal von dem kleinen Salon trennte, der mit dem Speisesaal in Verbindung stand. Er wußte, daß der Koch in Verzweiflung war, weil er befürchtete, daß die Pasteten, welche der Königinsuppe folgen sollten, durch zu langes Warmhalten ihre Feinheit verlieren, und daß die Fasanen ihren superben Geschmack einbüßen möchten. Er hatte den ganzen Tag bei dem Gedanken gezittert, daß die Gräfin erst lange nach dem Läuten im Salon erscheinen würde; allein er hatte doch nicht gewagt, das Diner früher zu vollenden, als der Graf ihm befohlen hatte. Es konnte doch möglich sein, daß die Gräfin zur rechten Zeit ihre Abend-Toilette beendete; und die Herrschaften auf das Diner warten lassen, es war nicht denkbar; auch würde der Graf es dem Küchenchef nie verziehen haben, so große Stücke er auch sonst auf ihn hielt. Er kannte seinen Gebieter sehr gut. Er erlaubte sich ohne nennenswerte Skrupel das gelegentliche Aufbessern seiner Privatverhältnisse auf Kosten der gräflichen Kasse; aber er fühlte sich nicht so sicher bei dem Gedanken, ob nicht möglicherweise ein Ungeschick bei der Ausübung seiner wichtigen Funktionen ihm einmal die gute Stelle kosten könne.

Endlich rauschte die Gräfin an der Seite ihres edlen Gastes in den Salon, und den beiden vornehmen Müttern folgten die hochgeborenen Töchter. Einen Augenblick später kündigte Meyerdinck das Diner an.

Der Graf bot der Gräfin Gerbrandt den Arm und forderte den Baron Nettelhorst auf, die Dame des Schlosses zur Tafel zu führen. Albert war gezwungen, an der Seite der Komtesse Rosine zu folgen und zu dulden, daß der junge Gerbrandt Clara führte, statt der Komtesse Gabriele den Arm zu bieten, wie es seine Pflicht war. Gleich dem ältlichen Fräulein fiel nun Gabriele einem der Herren v. Middachten zu. Sie nahm ihr Los sehr unzufrieden hin, und wäre der junge Mann, der sich einen so unbegreiflichen Verstoß zuschulden kommen ließ, kein Reichsgraf und Majoratserbe gewesen, so würde sie ihm denselben nie verziehen haben.

Im Speisesaale, von welchem die geschlossenen Läden die Strahlen der scheidenden Sonne ausschlossen, empfing die Eintretenden eine Fülle von Licht. Es spiegelte sich wider in den Goldrahmen der Gemälde, welche die großen, einfarbigen Wandflächen durch Jagdstücke und Stillleben unterbrachen, in den reichen Silberaufsätzen der Tafel und des Buffets, und in den feinen kristallenen Trinkgefäßen; aber alle diese Reflexe erblaßten vor dem Funkeln des strahlenden Schmuckes, welchen die beiden Gräfinnen trugen.

Obgleich die Gräfin Hardtenbruck nicht entfernt einen Anspruch auf Schönheit machen konnte, so schienen die Juwelen in ihrem dunklen Haar und um ihren stolzen Nacken doch nicht an ungeeigneter Stelle zu sein; die Gräfin Gerbrandt dagegen hätte ohne Zweifel einen harmonischen Eindruck gemacht, wenn sie statt der glänzenden Steine eine bescheidene Haube getragen hätte. Das Schwerfällige ihrer großen, starken Gestalt hätte noch hingehen mögen; sie war nicht mehr so jung, daß man ein Recht gehabt hätte, eine schlanke Gestalt von ihr zu verlangen; aber für ihr Gesicht konnte ihr vorgerücktes Alter unmöglich als Entschuldigung gelten. Es war von sehr gewöhnlicher Form, und dabei so flach, so nichtssagend, daß auch der schärfste Beobachter in demselben vergeblich nach einer Andeutung über die Charaktereigentümlichkeiten der Dame geforscht hätte. Das war jedoch sehr natürlich; denn sie war im eigentlichsten Sinne charakterlos; sie hatte nichts, gar nichts Auszeichnendes außer ihrem Namen und ihrem Rang.

Diese schienen indessen zu genügen, um ihr in dem Kreise, in welchem sie lebte, die ehrerbietigste Aufmerksamkeit zu sichern, und weil sie somit außer einem bequemen Leben, einer guten Tafel und einer reichen Toilette, alles besaß, was sie wünschte — Ehre und Ansehen in der Gesellschaft —, überließ sie sich gewöhnlich einem Zustande behaglicher Ruhe, welcher wohl auch mit ihren körperlichen Anlagen in Wechselwirkung stand.

Heute jedoch erfreute sie sich desselben nicht in gewohntem Maße. Daß sie bewegt, unangenehm berührt sei, wäre zu viel gesagt; ein in ihrem eigenen Zirkel gebräuchliches Wort bezeichnet viel passender den Gemütszustand der erlauchten Dame: irgend etwas schien sie zu belästigen. Es ging etwas vor unter ihren Augen, von dem sie weder begreifen konnte, daß es, noch auch, weshalb es geschah; sie erlebte es wirklich, sich fort und fort wundern zu müssen, statt ihre Aufmerksamkeit ungeteilt den Erzeugnissen der Kunst des unvergleichlichen Küchenchefs zuwenden zu können.

Albert Hardtenbruck saß an der Seite ihrer Tochter, von welcher ihm nicht unbekannt sein konnte, daß sie seinen Eltern eine willkommene Schwiegertochter sein würde. Aber er widmete der jungen Dame nicht mehr als die gewöhnlichste notgedrungene Höflichkeit. Der Majoratserbe des reichsgräflich Gerbrandtschen Hauses, der Neffe der korpulenten Dame, hatte seinen Platz neben der Komtesse Hardtenbruck, der ihm bestimmten Braut, um deren Hand zu werben er nach Bladeneck gekommen war, — und vernachlässigte sie ganz unverantwortlich. Das war aber das Schlimmste nicht; der gedankenlose junge Mensch ging so weit, seine ganze Aufmerksamkeit dieser Claire Hardtenbruck zu widmen, dieser Tochter einer Bürgerlichen, und jeden Augenblick den auffälligsten Versuch zu machen, sich in das Gespräch zu mischen, welches sie mit dem Baron Nettelhorst, ihrem Tischnachbarn, führte. Und dieser Baron Nettelhorst, der alte Sonderling, er hatte die Ehre, ihr der Reichsgräfin Gerbrandt, zur Rechten zu sitzen, und er hatte wirklich die Kühnheit, sich ebenso viel dieser jungen Person zu widmen als seiner erlauchten Nachbarin!

Wäre die Gräfin nicht so unerschütterlich gleichgültig gewesen, sie würde sich fassungslos gefühlt haben gegenüber einem so unpassenden Benehmen; so aber beschäftigte es bloß oberflächlich ihre Gedanken, bis sie zu dem Resultate gelangte, daß die Nähe der großen Fabrikdistrikte den gesellschaftlichen Ton in Bladeneck beeinflußt habe, und daß ihr Neffe sofort von diesem Uebel angesteckt worden sei. Sie beklagte zwar diesen fatalen Zustand aufrichtig, hielt ihn jedoch für vorübergehend; und deshalb gelang es ihr auch, sich wirksam durch den Genuß einer vortrefflichen Mayonnaise zu trösten, zu welcher der Haushofmeister Meyerdinck einen ganz ausgezeichneten alten Bordeaux servierte.

Nach aufgehobener Tafel in den blauen Saal zurückgekehrt, verteilte die Gesellschaft sich in verschiedene Gruppen. Baron Middachten setzte sich mit seiner Nichte Berta zu einer Partie Schach nieder, dem Sofa gegenüber, welches die beiden Gräfinnen an der linken Seite des Tisches eingenommen hatte. An einem Seitentische schenkte Clara den Kaffee ein, wobei der junge Gerbrandt ihr vergebens seine Dienstleistungen aufzudrängen suchte, während der Freiherr von Nettelhorst, obwohl er in ein Gespräch mit den älteren Herren vertieft zu sein schien, sie aufmerksam beobachtete. Dem Grafen Albert, der sich über den Fauteuil seiner Schwester lehnte, welche neben der Komtesse Rosine Gerbrandt saß, entging diese angelegentliche Teilnahme des abgeschlossenen Mannes für seine schöne Kusine ebensowenig wie die etwas läppische Weise, mit welcher der junge Hugo Gerbrandt ihr den Hof machte, wenngleich er hin und wieder ein Scherzwort in die kindische Unterhaltung mischte, welche die jungen Middachten und die beiden Komtessen miteinander führten.

Man kann einem Kinde, vorzüglich einem Mädchen, kaum eine verhängnisvollere Gabe verleihen als einen Namen, mit welchem sich der Begriff seltener Schönheit und Holdseligkeit verbindet. Es war somit auch für Rosine Gerbrandt durchaus kein Vorteil, daß ihre Vettern sie beharrlich „Röschen" oder „kleine Rose" nannten. Man kann

nicht wiederholt den Namen der herrlichsten aller Blüten aussprechen hören, ohne der sie auszeichnenden köstlichen Eigenschaften zu gedenken: und während in Alberts Ohren fort und fort der schöne Blumenname klang, fragte er sich unwillkürlich, ob man diesem dürftigen Geschöpfe, das mit dem flachen, trockenen Gesichte der Mutter den welken, schmächtigen Körper des Vaters verband, ohne grausamen Hohn eine Benennung geben dürfe, welche tausend Vorstellungen von duftiger Frische, von rosiger Fülle erweckt.

Er hatte, beschäftigt mit diesem mitleidigen Gedanken, einen Moment zu der verkränkelten Blüte des hochgräflichen Hauses niedergeblickt und erhob nun das schöne braune Auge, um es bewundernd auf ihr ruhen zu lassen, welcher er mit bereitwilligem Entzücken alle Schönheit und allen Reiz der herrlichsten Rose zuerkannte, als er sah, daß sie plötzlich erbleichte und einen jener sprühenden Blicke auf den jungen Gerbrandt heftete, welche bei ihr das untrügliche Zeichen eines tiefen Zürnens waren. Der davon Betroffene schien einige entschuldigende Worte zu stammeln, und als er darauf keiner Antwort gewürdigt wurde, verließ er seinen bisherigen Sitz und kam auf den Tisch zu, an welchem die Komtessen saßen. Hier behauptete er, von Clara erfahren zu haben, daß die Komtesse Gabriele die Schubertsche Musik, welche er so sehr liebe, ganz ausgezeichnet vortrage, und nach einigem Sträuben ließen Gabriele und Rosine sich herbei, eine Sonate zu spielen. Albert ergriff die Gelegenheit, um einen Sitz an Claras Seite einzunehmen, ehe der Baron von Nettelhorst, der dieselbe Absicht hegte, dazu kam, sie in Ausführung zu bringen.

„Nein, Clärchen lieb," fragte er, sie so anredend, wie er es früher zu tun gewohnt war, als sie beide noch sehr jung und sorglos waren, „ist dein Ehrgeiz befriedigt? Die zwei Heiratskandidaten, die heute Bladeneck durch ihre Gegenwart beehren, habe beide dir ihr Herz zu Füßen gelegt."

Ein ungeheucheltes Staunen, eine deutliche Frage lag in den sprechenden Augen, als sie zu ihm aufblickte. Es war ihm ein Trost, daß ihr der Sinn seiner Worte anscheinend nicht klar war, und lächelnd fuhr er fort: „Du verstehst mich nicht, Kind? Wem anders als dir haben denn diese erlauchte Herren, der Reichsgraf Gerbrandt und der Baron Nettelhorst, ihre Huldigungen gewidmet?"

„Albert," fragte sie ernst, „warum nur suchst du jedes Mittel auf, um mich zu verletzen?"

„Clara!"

„Oder glaubst du, es kränke mich nicht, wenn du mit scherzender Miene die Unverschämtheiten jenes unbedeutenden Menschen, mit welchen er mich nur deshalb zu belästigen wagt, weil er mich schutzlos glaubt, als Huldigung bezeichnest, und wenn nun du . . ."

„Clara!" Er war hastig emporgefahren, die bleiche Wange dunkel gerötet, mit finster gefalteter Stirn und heftig arbeitender Brust. „Clara, hat der Bursche gewagt, dich zu beleidigen?"

„Er würde es vermutlich getan haben, wenn ich es ihm gestattet hätte," erwiderte sie mit stolzer Ruhe. „Du solltest aber endlich wissen, Albert, daß ich mich genugsam schützen und verteidigen kann!"

„O, wenn du es mir gestatten wolltest, teuere Clara — wieviele Kämpfe, wieviele Schmerzen würden dir erspart!"

Sie schüttelte den Kopf und sagte mit großer Bestimmtheit: „Erspart? Nein, sie würden nur vervielfältigt und verbittert werden. Willst du aufrichtig sein, so kannst du nicht einmal dich selbst darüber täuschen, viel weniger aber noch mich!"

„Wenn du mich achtetest, Clara, wenn du mir vertrautest, wie ich dich ehre, dir vertraue — du würdest nicht so gering denken von dem Wert des liebevollen Schutzes, den ich dir mit all meiner Kraft verleihen

Perlen der Dichtkunst

Bald schläft mein Herz.

Ein fremder Schnitter schreitet sacht
Im Tal, im nebelfeuchten,
Und wo er geht, da wird es Nacht
Und schwindet alles Leuchten.
Das welke Blatt spürt seinen Hauch
Und löst sich von den Zweigen.
Kein Vogelruf. — Um Baum und Strauch
Spinnt totenmüdes Schweigen.
Der Fremde folgt mir Schritt für Schritt
Voll Mitleid und Erbarmen,
Bald schläft mein Herz, das so viel litt
In seinen stillen Armen.
Ich fühle, wie mein Licht verglimmt,
Nun muß die Not sich wenden.
Ein Stündlein — und der Schnitter nimmt
Den Stab mir aus den Händen . . . .

würde, sobald du mir nur das Recht dazu gestatten wolltest!"

„Ich denke nicht gering davon, Albert," versetzte sie warm. „Ich denke nicht gering über irgend etwas, das zu dir in Beziehungen steht, indessen," fuhr sie scherzhaft ablenkend fort, „ich habe dir auch noch einen Verweis zu erteilen. Wie kannst du gedankenloser Mensch so leichtsinnig von einem Manne sprechen, wie dieser ehrwürdige Baron Nettelhorst ist?"

„Ich sehe nicht ein, daß es unehrerbietig ist, anzunehmen, er besitze Geschmack und Verstand genug, um deinen Wert zu erkennen. Ich behaupte, daß er dir so viele Aufmerksamkeit erwiesen hat, als er nur durfte, ohne sich bei seinem Alter den Schein des Geckenhaften auf sich zu laden. Du lächelst?" fügte er etwas gereizt hinzu. „Hüte dich, ihn zu ermutigen; er möchte sonst auf den Einfall kommen, dir seine runzelige Hand anzubieten."

„Es wäre die Hand eines Ehrenmannes," sagte sie sehr ernst.

„Du wärest imstande, sie anzunehmen?" rief er in ausbrechendem Zorn.

„Ist das die Zartheit eines Bruders, der du mir zu sein gelobtest, als wir uns vor drei Jahren trennten, Albert? — Nein, sprich jetzt nicht — du könntest in diesem Augenblicke kaum etwas sagen, was mich nicht schmerzte. Ich aber will dich bitten, mir gegenüber nie mehr einen ähnlichen Gegenstand zu berühren. Es würde auch mehr als überflüssig sein: denn ich werde mich niemals vermählen."

Sie verließ ihren Platz, um sich zu Berta Middachten zu begeben, welche eben das Spiel mit ihrem Onkel beendet hatte. Alberts Blick folgte ihr — düster, zornig, verletzt; aber allmählich lebte in seinem Auge der helle Strahl voll Liebe und Bewunderung wieder auf, den es immer widerspiegelte, wenn es an den schönen Zügen des jungen Mädchens hing.

16.

Seit Otto Rauh den jungen Fabrikanten Westerrath mit seinem Gaste und seiner Familie bei sich in Erpenbeck bewirtet hatte, war der Sommer in den Herbst übergegangen, und während dieser ganzen Zeit hatte Josephine nicht wiedergesehen. Bei zwei Besuchen, welche er in der Philippshütte gemacht hatte, war sein Wunsch, mit ihr zusammenzutreffen, vereitelt worden. Das erste Mal hieß es, sie sei mit ihrer Mutter in Solingen zu einem Besuche bei der Schwester des Herrn Schlipper, — und obgleich sein Wirt ihn gastfrei empfing, nahm er doch das Gefühl mit sich fort, daß er nicht darauf vertrauen dürfe, in der Philippshütte ein willkommener Gast zu sein. Das zweite Mal war er sogar nicht in das Wohnzimmer der Familie, sondern in das Privatzimmer des Fabrikherren geführt worden: auf seine Frage nach den Damen des Hauses war ihm mit höflicher Kälte gesagt worden, sie seien zu sehr beschäftigt, um jemand empfangen zu können.

Ein Zweifel war nun nicht länger möglich: Westerrath wünschte den bisherigen vertrauten Umgang mit dem Förster abzubrechen. Die Ursache dieses Wunsches zu erraten, wurde diesem nur zu leicht. Der begüterte Kaufmann hatte Ottos Neigung zu seiner Schwester erkannt und wollte eine Erklärung derselben verhindern, um sich das Unangenehme eines abschlägigen Bescheides zu ersparen.

So verletzt in seinem Stolze, so tief verwundet in seiner Liebe der junge Mann sich fühlte, er war nicht so ungerecht, um nicht die Beweggründe des Fabrikherrn entschuldigen zu können. Er sagte sich selbst, daß ein Mann, der so wie dieser, den Reichtum für das höchste aller Güter halte und sein ganzes Leben daran setze, um sich diesen zu erringen und zu sichern, bei dem künftigen Gatten seiner Schwester selbst in den hervorragendsten Geisteseigenschaften keinen genügenden Ersatz für mangelndes Vermögen sehen würde. Ein bitteres Lächeln flog über sein stolzes Gesicht, als er daran dachte, daß der Hochmut des Kaufmannes vielleicht auch in Josephinens Verbindung mit dem einfachen Forstbeamten eine Mißheirat sehe. Doch vergab er ihm auch das. Was hatte es dem Manne nicht alles gekostet, um sich auf der Höhe zu erhalten, die er in der Schätzung seiner Standesgenossen einnahm — den Schlaf seiner Nächte, die Freuden seiner Jugend, ja eigentlich die Jugend selbst; denn er war vom Knaben plötzlich zum sorgenvollen berechnenden Mann geworden! Kein Wunder also, daß er die so mühsam behauptete Stellung überschätzte.

Der Frau Westerrath machte Otto kaum einen Vorwurf daraus, daß sie sich dem Willen ihres Sohnes ohne Widerstreben fügte, er hatte ihre Schwäche erkannt! — Aber Josephine!

Das war der wunde Punkt in seinem Herzen, der fort und fort blutete unter brennendem Schmerz. Hätte er dann alle die entzückenden Zeichen einer erwachenden Neigung zu ihm falsch gedeutet? — ihren freudigen Aufblick bei seinem Kommen, ihr heißes Erröten, wenn sein Auge sie bewundernd traf, und den verdunkelten Blick bei seinem Scheiden? — Nein, er konnte sich nicht getäuscht haben; die Kraft seiner Liebe hatte auch in ihrer Brust den himmlischen Funken entzündet, und er war erstarkt in der tiefen Glut, welche ihn erfüllte! — Und nun? Konnte sie sich kalt von ihm abwenden, weil ihr Bruder ihr sagte: der Mann, den du liebst, ist arm? — Oder liebte sie ihn dennoch, war aber schwach und haltlos, gleich ihrer Mutter? In beiden Fällen entsprach sie nicht dem Bilde von ihr, wie es in seiner Brust lebte, — und doch schien nur einer dieser Fälle denkbar. Das war schwerer zu tragen, als die Zerstörung seiner Hoffnungen, seines Glückes. Es wäre weniger bitter gewesen, zu denken, sie habe ihn nie geliebt, als sich sagen zu müssen, sie halte ihre Liebe keines Kampfes, keines Opfers wert.

Er rang männlich mit seinem Kummer, er griff entschlossen zu dem wirksamsten Mittel, ihn zu besiegen, zu angestrengter Tätigkeit: aber dennoch gelang es ihm nicht, seiner Herr zu werden. Zwischen die Ziffern seiner Rechnungsbücher, zwischen die Linien und Punkte seiner Karten-Zeichnungen drängte sich ihm das holde Bild, und wenn er hinaus eilte, um im Wald und Flur tätig zu sein, blieb es ihm zur Seite, welche Mühe er sich auch gab, es zu verbannen. Josephine hatte von seinem Herzen Besitz ergriffen, zu dessen besten Eigenschaften eine wandellose Treue gehörte; außerdem war es das Herz eines Mannes, welches außer ihr keinen Gegenstand für seine Liebe besaß, und welches daher den ganzen Schatz zärtlicher Gefühle, der es durchglühte, ihr allein, ihr ausschließlich zugewendet hatte. Deshalb war der Kampf, welchen er gegen sich selbst führte, so sehr hart und der Erfolg so zweifelhaft.

Inzwischen war der Zeitpunkt herangekommen, wo der Verkauf der Korbweiden, dessen Anzeige in der Zeitung Herrn Tengnagel zuerst auf Otto Rauh aufmerksam gemacht hatte, stattfinden mußte. Der Ort, wo er vollzogen wurde, war eine feuchte Niederung und bildete die äußerste Grenze der gräflichen Besitzungen nach der Gegend hin, in welcher die Philippshütte lag. Er war nur eine halbe Stunde von der Fabrik entfernt, und ein breiter, erhöhter Weg, der von zwei Reihen Birken von ungewöhnlicher Größe und Schönheit eingefaßt war, führte hindurch, um schließlich mit einer leichten Krümmung in einen wohlunterhaltenen Weg zu münden, welcher durch den Wald nach Bladeneck führte. Die Weidenhorster Straße, wie der Weg genannt wurde, diente den Hardtenbruckschen Herrschaften oft als Reitweg, während die Bewohner der Philippshütte ihn an manchem Abende zum Ziele eines Spazierganges erkoren. Otto war hier häufig mit ihnen zusammengetroffen, und mit wehmütiger Trauer gedachte er seines entschwundenen Glückes, als er etwa eine Stunde nach Mittag die Weidenhorster Straße entlang schritt, um die Arbeiten zu beaufsichtigen, welche der für den folgenden Tag anberaumte Verkauf nötig machte.

Die Luft hatte jene klare, durchsichtige Reinheit, deren sich das nördliche Deutschland nur an schönen Herbsttagen erfreut; und die Sinne des jungen Mannes, gekräftigt und geschärft durch die Gewohnheit, viel in der freien Natur zu leben und alle Erscheinungen wachsam zu beobachten, trugen ihm aus weiter Ferne den Schall eines leichten Schrittes zu und brachten ihm die Umrisse einer zarten Gestalt, deren Anblick sein Herz zu rascheren Schlägen bewegte, vor das Auge. Er eilte rasch auf die ihm Entgegenkommende zu, glücklich und dennoch, trotz des Zeugnisses seiner Sinne, fast daran zweifelnd, daß er sie vor sich sehe — und weniger noch darauf hoffend, daß er es sei, den sie hier aufsuche.

Als sie zusammentrafen, als er sie warm und ehrerbietig begrüßte, und als sie mit schüchterner Freundlichkeit seine Anrede erwidert hatte, trat eine peinliche, beängstigende Pause ein. Die beiden Menschen, die so heiß verlangt hatten, einander offen ins Auge zu schauen und warm zum Herzen zu reden, standen sich schweigend und beklommen gegenüber. Man pflegt zu sagen, daß in einer solchen Lage die Frau es ist, welche zuerst das Wort ergreift; hier war es nicht der Fall. Josephine war gekommen, um mit Otto zu sprechen; das Bewußtsein, hierdurch etwas Auffallendes, wenigstens etwas Ungewöhnliches zu tun, erhöhte ihre natürliche Schüchternheit so sehr, daß es ihr unmöglich war, ein Wort hervorzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesspruch.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust die Keime der göttlichen aus.

N. N.

Der Achat oder Achatstein

soll den Namen von dem sizilianischen Flusse Agathes (jetzt Drillo) haben, von wo man ihn schon in alten Zeiten als Schmuckstein bezog. Achat ist ein quarzreiches Mineral, dessen Grundmasse aus Carneol und Chalcedon besteht, und dessen übrige Gemengteile ihm verschiedene Farben und Zeichnungen verleihen, nach denen man die Unterarten benennt, z. B. Jaspis, Carneolachat, Sarderachat, Hämachat (wenn er viel rote Punkte hat), Dendritenachat (wenn er baumartige Figuren einschließt), Moosachat (wenn diese Einflüsse moosartig aussehen). Gewöhnlich aber unterscheidet man ihn nur nach den Figuren, welche die farbigen Schichten der Bestandteile bilden. Der Bandachat, bildet bandartig verschlungene Farbenstreifen, der Regenbogenachat schillernde, gebogene, der Festungsachat im Zickzack laufende, der Trümmerachat trümmerartig gezackte Streifen, und so spricht man noch von einem Beeren-, Landschafts-, Wolken-, Stern-, Korallen-, Röhrenachat usw. Unter Jaspachat versteht man einen roten Jaspis mit eingesprengtem Chalcedon. Am meisten schätzt man den Onyx oder Achatonyx, eine Art Bandachat, dessen scharf gesonderte Farbenschichten regelmäßig miteinander wechseln und dabei mit der größeren Oberfläche parallel laufen.

Man findet den Achat auf Gneis und Porphyrgängen, in den Drusenräumen des Mandelsteins und im Gerölle der Flüsse. Die schönsten kommen aus Ostindien, Südamerika, Sibirien und den Bergen bei Idar und Oberstein im Birkenfeldischen, doch kommen viele Achate auch in Ungarn, Tirol, Böhmen, in Hessen und Baden vor, wo man sie zum Teil bergmännisch zutage fördert. Auch in Sachsen gräbt man sie, z. B. bei Dresden, Freiberg, Zwickau, Leipzig, Altenburg, Chemnitz, Mutschen, Leisnig, Roßwein usw., und selbst die Farber versenden Achat.

Schon die Alten bearbeiteten den Achat und bezahlten die zu Kameen geschnittenen Onyxe sehr teuer. Später lernten die Italiener den Achat färben, dessen Farbe verschönern und gar umgestalten mit Hilfe von Oel, Salpetersäure und Metallösungen und kauften daher Rohsteine in Idar auf, bis man hier den Romanen, wie man die italienischen Steinhändler nannte, die Kunstgriffe ablernte und die Achatschleiferei zu einem großartigen Industriezweige entwickelte. Durch einen geschickten Hammerschlag erzeugt man sogar künstliche Risse im Steine, damit dieser in Regenbogenfarben schillert.

Wegen der lebhaften Farben und Zeichnungen sowie der schönen Politur, welche der Stein annimmt, verarbeitet man ihn zu verschiedenen Galanterie- und Nutzwaren, besonders zu Petschaften, Knöpfen, Stockknöpfen, Messerheften, Tollettenkästchen, Spielkugeln für Kinder, Kameen, Ringsteinen, Ringen, Agraffen, Armbändern, Schachfiguren, Spielmarken, Polierzähnen für Buchbinder, Glättsteinen für Karton-, Farbe- und Papierfabriken, Mörsern, Walzen für Bandfabriken, Stiften für Uhrwerke usw.

Die sibirischen Achate verarbeitet man in Fabriken zu Jekaterinenburg, Welthandel aber mit solchen Steinwaren treiben Idar und Oberstein. Der eine halbe Stunde von Idar liegende Steinkeulen- oder Galgenberg wird bergmännisch seit Jahrhunderten bearbeitet, indem man in den Melaphyr Stollen treibt, um Drusenräume aufzufinden. Diese Arbeit ist jedoch mühselig und kostspielig, da man nur zufällig Achatkugeln findet und diese oft nicht zu verwenden sind. Daher kaufen Achathändler überall Steine auf, namentlich massenweise aus Südamerika (Brasilien) und Ostindien, von wo sie auch Amethyste, Topase, Jaspisse, Heliotrope, Bergkristalle und andere Quarze beziehen, um sie schleifen und färben zu lassen. Am Idarbache und in der Umgebung ist die Zahl der Schleifereien sehr groß. In diesen zerschneidet man mit ungezahnten Sägen die Steine und bohrt sie durch Diamant- und Stahlbohrer, während sich die Arbeiter beim Schleifen platt auf den Bauch legen und den Stein gegen den umlaufenden Schleifstein drücken. Dieser selbst hat Kannelierungen, die der Form entsprechen, die der Achat erhalten soll. Die Poliermaschine macht den Stein blank, und kleine runde und ovale Schleifsteine besorgen das Vertieftschneiden oder Aushöhlen, was man das Auskolben nennt.

In Idar und seiner Umgebung ernähren sich Tausende von Menschen von dieser Industrie. In Oberstein teilen sich die Arbeiter in die Zünfte der Achatbohrer und Achatschleifer. Ungefaßte Steine gehen in Masse an Bijouterie- und Steinhändler in England, Paris, Holland und Nordamerika. Viel mehr Achat aber wird als Bijouterie von Tombackarbeitern (sogenannten Goldschmieden) im Orte gefaßt und als beliebte Ware durch die ganze Welt bis nach dem edelsteinreichen Südamerika vertrieben. In der Schweiz findet man Idarer Achatwaren fast in jeder Sennhütte, weil Reisende sie dort als Erzeugnisse der Alpen gern kaufen und gut bezahlen, und auf der Leipziger und Frankfurter Messe setzt man viel Achatwaren im großen ab.

Das sogenannte Achatglas hat mit dem Achatsteine nichts gemein wie die äußere Aehnlichkeit. Man nennt so ein gemaltes und verziertes Tafelglas, welches man durch unvollkommene Mischung verschieden gefärbter gepulverter Gläser erzeugt, die dadurch undurchsichtige Masse werden und bunte achatartige Färbung und Zeichnung erhalten. Denselben Namen erhalten Glastafeln mit farbig bemalter Rückseite, welche geschliffenen Steinen sehr ähnlich sehen. Auch bestreut man zu diesem Zwecke Glastafeln mit Farbenpulvern, Steinstückchen, Blattgoldflitter usw., weil Achatglas stark verbraucht wird zu Mauer- und Deckenbekleidungen, Mosaikfußböden, Kamin-Einfassungen, zur Füllung der Felder in feinen Tischlerarbeiten usw.

Die Frau in den Bergen.

Ein Wort über Damentouristik.

Von Dr. Otto Sperber.

Die Frauen beteiligen sich von Jahr zu Jahr mehr an dem herzerfreuenden und nervenstärkenden Vergnügen der Bergwanderungen. Die Herren der Schöpfung genießen nicht mehr allein den Vorzug, sich die Welt von oben anzusehen, während Mutter daheim Kaffee kocht und Strümpfe strickt. Wandernde Damen sind vielmehr eine täglich häufiger werdende Erscheinung. Sie erregen, auch wenn sie in flottem Touristenkostüm stecken, keineswegs den Eindruck des Ungewöhnlichen und Emanzipierten, und wenn wir ihrem Marschieren über Berg und Tal mit Kennerblick zuschauen, müssen wir unparteiisch gestehen, daß diese schlanken Gestalten ihre Sache häufig besser machen, als die sie begleitenden Gatten und Brüder und sonstigen männlichen Reisegenossen, die von der Meinung nicht abzubringen sind, daß der Teufel des am Vorabend genossenen Bieres oder Weines am darauf folgenden frischen und kühlen Morgen am besten durch Beelzebub in Gestalt einiger Schlucke Kognak, Nordhäuser oder anderer Feuerwässer ausgetrieben wird.

Das Bergsteigen ist, in vernünftigen Grenzen betrieben, dem weiblichen Körper ebenso zuträglich, wie dem männlichen. Es bedarf eines besonders großen Maßes von Unverstand, um es nicht von vornherein zu begreifen, daß der Bewegungsmechanismus beim Weibe ebenso einrosten muß, wie beim Manne, wenn es an der entsprechenden körperlichen Betätigung fehlt und die Frau ihr ganzes Leben hindurch das Mimosendasein des Blümleins „Rühr mich nicht an" spielen muß. Die tägliche Erfahrung lehrt vielmehr, daß Tausende von jungen und älteren Frauen und Mädchen ihre schwächliche Konstitution kräftigen und von einem Heere nervöser Plagegeister befreit werden, wenn sie sich, nach Ueberwindung des gesellschaftlichen Ranges und der anerzogenen und eingebildeten körperlichen Trägheit, entschließen, von ihren Gliedern denselben Gebrauch zu machen, wie der durchaus nicht immer kräftigere Mann, der jedoch von Jugend auf gewohnt war, sich auf Spielplätzen herumzutummeln und an Turngeräten seine Gelenkigkeit zu vervollkommnen.

Zweifellos wird eine große Anzahl von Frauen, die, ihren Männern gleich, mit einem leichten Rucksack und dem Bergstock bewaffnet, ins Gebirge ziehen möchten, von der Erfüllung ihrer Wünsche aus dem sehr triftigen Grunde abgehalten, daß daheim Pflichten zu erfüllen sind, derentwegen die Hausfrau so gut wie unabkömmlich ist. Wo aber keine Kinder vorhanden oder diese be-